

Schattenrisse aus dem KZ

Jurij Devetak macht aus Boris Pahors Roman „Nekropolis“ eine Graphic Novel über das prekäre Leben eines slowenischen Freiheitskämpfers unter den Nazis. Sein Buch gedenkt auch der Opfer

Von Klaus Hillenbrand

Spätestens seit Art Spiegelmans berühmter „Maus“ wissen wir, dass Comics die Welt verändern können. Spiegelman, dessen Protagonist einen KZ-Überlebenden darstellt, erhielt für sein Werk 1992 einen Pulitzer-Sonderpreis. Seine Bildergeschichte trug wohl mehr zum Verständnis des Räderwerks eines Konzentrationslagers wie der Leiden derer, die darin gefangen waren, bei, als mehrere Regalmeter wissenschaftlicher Fachliteratur.

An Adaptionen zur „Maus“ hat es danach nicht gefehlt. Jetzt, mehr als 30 Jahre später, ist ein Werk ähnlicher Qualität erschienen, das aber doch ganz anders erzählt und ganz anders gezeichnet ist. Jurij Devetak heißt der slowenische Autor, und er hat eine Graphic Novel veröffentlicht, deren Komplexität über Spiegelmans „Maus“-Geschichte weit hinaus reicht. Und es ist verflucht real, was da erzählt wird. Aber ist Graphic Novel überhaupt der richtige Begriff für dieses Buch? Dieser setzt voraus, dass es sich um eine fiktive Geschichte handelt, die aus der Fantasie entstanden ist.

Devetaks Grundlage dagegen ist so furchtbar wie real. Sein Buch basiert auf dem autobiografischen Roman von Boris Pahor. Dieser slowenische Freiheitskämpfer durchlitt 1944 und 1945 vier deutsche Konzentrationslager. 1965 schrieb er sich die nicht enden wollenden Torturen in Dachau, Natzweil-Struthof, Mittelbau-Dora und Bergen-Belsen von der Seele. Sein Buch „Nekropolis“ ist keine einfache Lektüre, für Schulkinder wohl nicht geeignet. Auf der einen Ebene besucht sein Protagonist lange nach Kriegsende das zu einer Gedenkstätte umgewandelte KZ Struthof, auf einer zweiten kehren die Erinnerungen an die Qualen dort und in den weiteren Lagern in sein Gedächtnis zurück. Pahor schont seine Leser nicht. Er gibt

Einblicke in das alltägliche Sterben in der Krankenbaracke, entführt ihn in die Welt des Hungers, beschreibt den Verbrennungssofen. Sein Buch zählt zu den wichtigsten Werken der Literatur über das System des nationalsozialistischen Menschenquälens weltweit, auch wenn es in Deutschland erst spät übersetzt wurde und relativ unbekannt geblieben ist. Für das kleine Land Slowenien ist es von überragender Bedeutung, denn Boris Pahor gehörte zu den Menschen, die schon im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts auf ihrer nationalen Identität beharren und dafür unendlich leiden mussten.



Schriftsteller
Boris Pahor,
1913 bis 2022
Foto:
Reprodukt

Pahor ist 2022 im biblischen Alter von 108 Jahren in seiner Heimatstadt Triest verstorben. Jurij Devetak ist Jahrgang 1997, also Mitte zwanzig. Beide Autoren haben sich noch kennen gelernt, Devetaks grafische Version von „Nekropolis“ sollte ursprünglich zum 109. Geburtstag Pahors erscheinen. Nicht umsonst sind auf dem Titel der Graphic Novel – wir bleiben bei dem Begriff, weil kein besserer zur Hand ist – die Namen von Boris Pahor und Jurij Devetak genannt.

Wenn man Pahors „Nekropolis“ liest, bevor man sich an Devetaks „Nekropolis“ macht, fragt man sich mit jeder weiteren umgeblätterten Seite umso dringlicher, wie denn diese Geschichte des Elends, der Unterdrückung und des Mordens ein Comic werden soll, ohne dabei die Menschen zu bloßen Folterfiguren zu erniedrigen. Aber Devetak

hat bewiesen, dass dies möglich ist. An keiner Stelle müssen die Menschen in dieser Geschichte Gewaltfantasien befriedigen. Ihre Würde bleibt gewahrt.

Nah am Original

Erreicht hat das der junge Illustrator, in dem er einerseits so nah wie möglich an der Ursprungserzählung von Boris Pahor geblieben ist. Die Reihenfolge der Geschehnisse entspricht nicht immer dem Original, was aber in diesem Fall nur die Lesbarkeit erhöht. Die Texte auf den Seiten – es sind keine Schnipsel, sondern wirkliche Textausschnitte – sind dem Buch Pahors entnommen.

Sie stehen, gesetzt in American Typewriter, so da, als seien es Dokumente – was sie in gewisser Weise ja auch tatsächlich sind. Jurij Devetaks Zeichnungen erscheinen andererseits strikt und ausschließlich in Schwarz-Weiß. Man sieht den Erzähler, stets mit einer Schiebermütze auf dem Kopf, so wie sie Pahor tatsächlich gerne trug, zu Beginn an der Schreibmaschine beim Abfassen des Manuskripts und dann, die Geschichte nimmt Bewegung auf, im Auto auf dem Weg zur KZ-Gedenkstätte.

Dabei übermannen den Protagonisten die Erinnerungen, er sitzt wieder auf dem Lastwagen auf einer Kiste, in der sich Verstorbene aus dem KZ befinden. Und so geht die Geschichte hin und her zwischen den beiden Zeitebenen, zwischen dem Museum einerseits und den Gedanken an die Krankenbaracke,

Typhus, die Ruhr und die toten Mithäftlinge. Der Mann mit der Schiebermütze kehrt zurück in die Baracken von damals, in die eine, die als Gefängnis diente, und in die andere, gedrungener, in der der Verbrennungssofen untergebracht war. Er sieht die Touristen, die sich vor dem Krematorium stauen, und erinnert sich der französischen Mädchen, die im Krematorium verbrannt wurden. Und der Protagonist sieht einige Seiten weiter ein junges Pärchen, dass sich in der Gedenkstätte zärtlich küsst. „Unsere Dimension war die apokalyptische Endgültigkeit des Nichts. Die der beiden hingegen ist die der Liebe, die genauso unendlich und unergreifbar über alle Dinge waltet“, ist dazu ein Zitat aus dem Roman gesetzt.

Der deutsche Wehrmachts-Stabsarzt taucht auf, stark, groß und blond. Er geht oberflächlich und desinteressiert an den Kranken in der Baracke vorbei, deren Betreuer der Mann mit der Schiebermütze geworden ist. Es ist derselbe Mann, der sich später Vorwürfe macht, keinen Widerstand geleistet zu haben im Konzentrationslager. Devetaks Bilder sind strenge und minimalistische Schattenrisse, sie erlauben keine Missinterpretationen. Am Ende kehrt die Geschichte zu der Schreibmaschine in Triest zurück, auf der der Überlebende Boris Pahor seinen Text geschrieben hat. Devetaks Buch aber ist noch weniger ein Comic als es die Geschichte der „Maus“ von Art Spiegelman war.

Nicht nur, weil hier absolut nichts komisch ist. Nicht, weil hier keine Blasentexte aus Mündern und Hirnen auftauchen. Auch nicht, weil dieses Werk ohne einen Tropfen bunter Farbe erscheint. Sondern deswegen, weil dies hier einem Dokument sehr nahe kommt.

Boris Pahor und Jurij Devetak: „Nekropolis“. Aus dem Slowenischen von Barbara Anderlic. Schallzeit Verlag, Berlin 2023, 167 Seiten, 25 Euro



Wirkt eine Tuschezeichnung: Szene aus Jurij Devetaks „Nekropolis“
Foto: Jurij Devetak/
Reprodukt

Gefangen im Kreis der Wut

Die queere US-Rapperin Mykki Blanco hetzt beim Auftritt am Berliner Pitchfork Festival und fordert Zuschauer aktiv zu Israel-Hass auf

Vergangen Samstag mache ich einen Abstecher zum Festival des US-Online-Musikmagazins Pitchfork in Berlin. Im Silent Green sind Indie-Popkünstler MorMor und experimenteller HipHop von Mavi und Mykki Blanco angekündigt. Mavi und MorMor sind fertig, als letztes tritt die queere US-Künstlerin Mykki Blanco auf. Anfang der zehner Jahre hatte die Rapperin, noch vor ihrem Trans-Outing, als Performer-Künstlerin und Lyriker angefangen. Als ich einer Kollegin erzähle, wohin ich gehe, erwähnt sie, dass Blanco am laufenden Band antisraelische Posts zum Konflikt im Nahen Osten absetzt. Meiner psychischen Gesundheit zuliebe lese ich soziale Medien vor allem dann, wenn ich etwas recherchieren muss – nicht vor jedem Konzertbesuch. Hätte ich besser tun sollen!

Ein Einheber-DJ feuert die junge, internationale Menge an, dann kommt Mykki Blanco. Sie fordert das Publikum auf, einen Kreis um sie zu bilden, einen „circle of rage“. Nach dem ersten Song folgt die Tirade: „Ich will so vieles sagen. Aber ich kann nicht, schließlich trete ich in Deutschland auf. Das Gesetz hier verbietet mir, zu sagen, was ich sagen will.“ Pathetisch legt sie eine Schippe drauf. Sie wolle keineswegs in einer deutschen Gefängniszelle schmoren, schließlich studiere sie jetzt. „Aber, ihr Deutschen müsst bitte endlich aussprechen, was ich nicht sagen darf.“ Vermutlich, dass Israel von der Landkarte verschwinden muss. Querdenkerdemos wirken harmlos im Vergleich zu dem Geraune von Blanco und den gezielt gesetzten Leerstellen, die das Publikum nun mit eigenen Ideen füllen darf. Fantasieren die Leute tatsächlich über Dinge, die man auf einer Berliner Bühne nicht sagen darf?

Zumindest johlen sie, etwas verhalten, aber doch. Nun werfe ich einen Blick auf Blancos Instagram-Posts. „Die GANZE WESTLICHE WELT versucht, uns in die Irre zu führen“, heißt es da. „Wir durchleben den Film“, wacht auf ... steht da. Noch 2017 hatte Mykki Blanco, die selbst jüdische Wurzeln hat, in einem Interview einen Shitstorm beklagt, der ihr nach einer Israelreise entgegengeschlagen war. „Ich werde zwar wieder nach Israel fahren, aber nichts in den sozialen Medien posten. Das ist zu politisch. Die Leute hassen Israel. Das habe ich gelernt. Das Thema ist eine Bombe.“

Aus ihren aktuellen Posts spricht dagegen keinerlei Empathie mehr für Israelis, ihre Sympathien liegen allein in Gaza. „Zu sagen ‚Ich verurteile die Hamas‘, so Blanco, wäre, wie für eine Kugel zu bezahlen, mit der die Vereinigten Staaten, Großbritannien, die EU und Israel eine Waffe laden könnten, um diesen Völkermord zu rechtfertigen.“

Die Hasstirade von der Bühne höre ich mir keine Sekunde länger an. Das sage ich auch der Frau am Einlass. „Danke für den Hinweis“ entgegnet sie. Drei Tage später folgt ein – gelinde gesagt ungewöhnlicher – Post des Silent Green auf Instagram, eine wortreiche Entschuldigung, nicht etwa für die Ausfälle von Blanco! Offenbar hatte ein Kufija-tragender Besucher das Palästinensertuch ablegen müssen. Es habe jedoch, so betont das Silent Green, gar keine Anweisung dazu gegeben, „Kufijas oder andere Kleidungsstücke“ zu verbieten. Es wirkt, als sei der Entschuldigung eine Kampagne vorangegangen; danach klingen zumindest die Kommentare.

Eine Entschuldigung des Veranstalters dafür, dass Blanco ihren Auftritt zu einer Echo-kammer für antisraelische Verschwörungstheorien gemacht hat, gab es dagegen nicht. Vermutlich haben sich einfach nicht genügend Leute beschwert.

Stephanie Grimm

berichtigung

Kristof Schreuf konnte nicht nur anschaulich über Musik schreiben, wie er es über Jahrzehnte für die taz getan hatte, er war auch auf der Bühne ein begnadeter Vermittler, Komödiant, Giftpilz, der sehnsüchtig auf Zwischenrufe wartete, um sich diesen Unterbrechungen seiner Performance genüsslich und ausführlich zu widmen. Kristof, du fehlst und wirst schmerzlich vermisst!